Ein Herbstgedicht

© 2012 by Suzanne Latour. Alle Rechte vorbehalten

Wir haben wunderschöne Oktobersonnenuntergänge zur Zeit: grüngolden funkelt es, in klarstem Licht, durch die Bäume und regt zum Träumen, zum Bewundern und zum Ersinnen von Geschichten an. Gestern war einer so besonders herrlich, daß ich seine Farbenpracht hier unbedingt festhalten muß: erst ein Streifen klaren Goldes über dem Horizont, dann ein – ebenfalls handbreiter – Streifen durchsichtigen, wie Eis schimmernden, sehr hellen Türkisblaus, denn kam ein breiterer Streifen Rosenrot, der sich nach oben hin in Flocken von Flieder und sanfte Übergänge zum Lavendelton hin auflöste, all dies sah ich von unseren Fenstern aus, mitsamt den schwarzen Silhouetten der Bäume, die durch den starken Kontrast die Leuchtkraft dieses Farbenspiels noch zu erhöhen schienen: weshalb ich mir die herbstlichen und winterlichen Himmel so gerne durch Baumkronen hindurch anschau. Die Vögelzüge sind unterwegs: einen sah ich vor etwa drei Wochen, vom Hügel aus, ich schätzte die Zahl auf über hundertvierzig Stück, dann einen weiteren vor ein paar Tagen, das waren mindestens hundertundsechzig, vermutlich mehr, denn meine Schätzungen – in Zehnerpartien –, sind wohl eher ungenau. Ihre Rufe sind so charakteristisch – sogar den Verkehr übertönen sie –, daß das Ohr sie sofort erkennt. Ich stand an meinem Fenster und bewunderte diese seltsam lockere,, sich immer wieder neu und immer wieder zu einem Pfeil von verschiedenen Diagonallängen bildende Formation, lauschte ihren Rufen, sah ihren angestregten Flügelschlägen zu und erinnerte mich, daß ein Pilot, der mit seinem Flugzeug in die Nähe eines solchen Zuges geraten war, gesagt haben soll: er habe ihr Keuchen gehört. Die Anstrengung scheint sie aber nicht daran zu hindern, ihre Rufe auszustoßen: also müssen diese Rufe etwas Unerläßliches sein, Orientierung für Nachzügler und dgl. mehr, vielleicht auch Absprache, wer als nächstes an die Spitze rückt? Wenn man erst einmal auf Vogelrufe zu achten gelernt hat, dann hört man sie überall und beileibe nicht nur die Wildgänse: ich höre das Scharren des Eichelhäfers, das Keckern der Elstern, den flötenden Gesang der Amsel, den schmetternden Buchfinken, die Drosseln mit ihren vielfältigen Nachahmungen hoch oben in den Baumkronen, den düsteren Schrei der Krähen in der Dämmerung oder bei nahendem Regen, die Nachtigall in irgendeinem Dickicht in der Nähe eines Baches, die erstaunlich laute Stimme des Zaunkönigs, der des Buchfinken ähnlich und doch nicht ähnlich, das hysterische Lachen des Grünspechts, die langgezogenen Jagdrufe der Bussarde, nach denen man am Himmel suchen muß, ehe man entdeckt, woher der Schrei kommt und wo sie kreisen, so gut wie stets zu mehreren, das rostige Krähen des Fasans im Unterholz, die melodiose Strophe des Rotkehlchens, dieses Freundes der Menschen und der Gärten, den Ruf des Käuzchens in zugleich warmen und windigen Nächten: ich höre die Möwen, die Lerchen, die Mauersegler, die Bleßhühnchen und und und – . Und ich gestehe, daß es mir Freude macht, ihr Tun so gleichsam wie nebenher wahrzunehmen, als habe man noch ein drittes Auge oder Ohr und einen Sinn, der ausschließlich für die Dinge der Natur zuständig ist. Er läßt einen bemerken, was anderen entgeht, den Bewohnern der Städte zumal.,

die am wenigsten gewohnt sind, sich in ihren Unternehmungen – und zweifellos auch in ihrer geistigen Verfassung – nach dem Kreislauf der Natur zu richten. Womit allerdings nicht gesagt sein soll, daß sie es nicht doch und zwangsläufig tun: nur ohne sich dessen bewußt zu sein und auch ohne es zu bejahen, scheint mir. Kälte, Dunkelheit, feuchte Winde und eine ruhende, scheinbar leblose Vegetation allerorten sind Dinge, die man nicht gut ignorieren oder übersehen kann, obwohl der Mensch der Städte gerne so tut, als könne er's. Aber es wäre ohne Zweifel schöner und für Geist und Körper bekömmlicher, wenn man sie nicht nur als lästige Störungen und Behinderungen der eigenen Tätigkeit wahrnehme oder als etwas, was auf die Stimmung drückt, sondern als eine Gelegenheit, Schönheiten zu bewundern, die man anders als auf solche Weise und unter solchen Bedingungen niemals entdecken könnte. Gott ist eben das Gegenteil eines Monopolisten: er hat keine Lieblinge und betreibt keine Günstlingswirtschaft. Metaphysisch gesprochen gibt es den Herbst vielleicht darum, weil die Menschen den Sommer zu sehr lieben und stets dazu neigen, sich gar zu behaglich und materiell darin einzurichten. Aber nun ist die Jahreszeit der Poesie, des Unerfüllten und der Magie gekommen: das Gras bleicht auf den Feldern und der Himmel packt seine schönsten Farben aus. Jetzt warten die letzten schwarzen und roten Beeren an den Zweigen auf den Frost, um süß zu werden, in den kahlen Baumkronen erscheinen die Vogelnester und der Schmuck des Sommers bedeckt als flammender Teppich der Erdboden. Willkommen ihr Pilze, ihr fruchtigen Faulgerüche, ihr brennenden Büsche! Willkommen Schönheit und Melancholie, Bedenken und Besinnung! Willkommen Krähen, Wolken, Nebelmorgen und der ganze spröde Zauber deiner düsterschönen Jahreszeit: o Herbst.